

Leseprobe

In: „Genie und Arschloch“, Hg. Manfred Chobot, Molden Verlag

Erika Kronabitter

„Sie glaubten, sie lieben einen Menschen, aber sie liebten Picasso“

Pablo Picasso, seine Frauen, seine Kinder und Enkelkinder

„Pablo Ruiz Picasso (* 25. Oktober 1881 in Málaga, Spanien; † 8. April 1973 in Mougins, Frankreich) war ein spanischer Maler, Grafiker und Bildhauer und gilt als einer der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts. Sein beachtliches Gesamtwerk von mehr als 15.000 Gemälden, Zeichnungen, Grafiken, Plastiken und Keramiken zeigte stil- und schulbildende Wirkung auf die moderne Kunst. Zusammen mit Georges Braque begründete er den Kubismus.“

Dieser Eintrag findet sich in Wikipedia, jener Internetplattform, die viel Wissenswertes aus allen Bereichen, so auch über Pablo Picasso, für Interessierte bereithält und die ständig aktualisiert wird. Vor kurzem stand dort noch zu lesen, dass es Picasso war, der den Kubismus begründet habe. Eine Diskussion und Korrekturvorschlag unter Usern hatte die Änderung des Eintrags zur Folge - im Laufe der Jahrzehnte sind wohl noch weitere Korrekturen rund um den Picasso-Mythos zu erwarten. Picassos Biografie kann überall nachgelesen werden, vor allem jene des offiziellen Picasso: Das erste Kind von Maria Picasso López und José Ruiz Blasco, einem Zeichenlehrer, freischaffenden Maler und Konservator am Stadtmuseum (Der traditionellen Namensgebung in Málaga folgend, erhielt er bei seiner Geburt eine Vielzahl von

Vornamen: Pablo, Diego, José, Francisco de Paula, Juan Nepomuceno, María de los Remedios, Crispiniano de la Santísima Trinidad, von denen lediglich Pablo gebräuchlich wurde; den Nachnamen übernahm Picasso von seiner Mutter), ein müheloses Leben. Der Vater sieht, fördert und unterstützt das Talent seines Kindes: Als Siebenjähriger lernt Pablo unter der Anleitung seines Vaters zu malen, erhält bereits mit zehn Jahren die Möglichkeit, in La Coruña in Galicien eine Schule für bildende Künste zu besuchen, schafft mit 15 mühelos die Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule in Barcelona und richtet mit seinem Freund Manuel Pallarès ein Jahr später ein eigenes Atelier ein. Er verkehrt in Künstlerlokalen, avantgardistischen Künstlerkreisen, die sich im Café Els Quatre Gats treffen, beteiligt sich mit dem Dichter Jaime Sabartés am Künstler-Kabarett Quatre Gats (Vier Katzen), hat bereits während dieser Zeit erste erfolgreiche Ausstellungen und 1899 seine erste Einzelausstellung im genannten Café.

Danach: Pablo Picasso steht alles offen. Er kann, wenn er will: Er kann wie sein Vater ein Lehramt übernehmen. Er kann als akademischer Maler ein gutes Auskommen erlangen. Er kann sich auf Bildhauerei spezialisieren, die in Spanien als Königin der Künste gilt. Er könnte, aber er will nicht. Picasso hat und sieht seine Möglichkeiten nicht in der akademischen, sondern in der rein künstlerischen Laufbahn: Die Impressionisten haben das Signal für weitere Entdeckungen gegeben. Picasso will mit seiner Malerei bei der Avantgarde dabei sein. Das Porträt „Barfüßiges Mädchen“ (1895), das er als 14-Jähriger malte, zeigte bereits seine Fähigkeiten. Brillanten Fähigkeiten wie man uneingeschränkt zugeben muss. Mit 16 beherrscht er den akademischen Stil bereits meisterhaft. Picasso will mehr. Er will Besonderes: Seine Entscheidung, sich als freier Maler einen Namen zu machen, ist wohl überlegt. „Die Weiden der Akademie sind

abgegrast“, sagt er zu seinem Jugendfreund Manuel Pallarés, „der Stier wird nur auf neuen Weiden stark“.

Die neue Weide ist die Malerei und - wie wir als Spätergeborene wissen - sein Umfeld: die Malerfreunde, die Familie, die Frauen. Picasso soll seine Frauen so häufig wie seinen Malstil gewechselt haben.

1904 lernt er Fernande Olivier kennen, sie wird seine Geliebte und sein Modell. 1918, im Alter von 37 Jahren heiratet Pablo Picasso die russische Tänzerin Olga Kokhlova (1891-1954), die ihm einen besseren Zugang zur Gesellschaft verschafft. Aus der Ehe geht sein Sohn, Paulo (geb. 1921) hervor. 1927 trifft Picasso in den Galeries Lafayette auf Marie-Thérèse Walter, macht sie ebenfalls zu seinem Modell und zu seiner heimlichen Geliebten (die Beziehung hält von 1927 bis 1937), bezeichnet sie als seine „Zuflucht aus der Realität“. Dies ändert sich, als sie von ihm schwanger wird. 1935, nach der Geburt Marie-Thérèse Walters Tochter Maya trennt sich die Ehefrau Olga Kokhlova von Picasso, der nun offen mit Marie-Thérèse Walter zusammen lebt. Eine Scheidung, die Olga 1935 beantragt hatte, fand nie statt, da Picasso sich weigerte, das Vermögen aufzuteilen. Schon ein Jahr später beginnt er die nächste, genauer gesagt, eine Neben-Beziehung mit der Fotografin und Malerin Dora Maar, die bis 1943 dauert. Die Rivalität zwischen den beiden Frauen empfand Picasso nicht als störend, im Gegenteil, sie bestätigte sein Ego. 1943 folgte die bis 1953 andauernde Liaison mit Françoise Gilot, mit der er zwei Kinder hat, Claude (geb. 1947) und Paloma (geb. 1949). Françoise Gilot berichtet in „Mein Leben mit Picasso“, dass er jeden Donnerstag bei Marie-Thérèse und Maya verbrachte (donnerstags war in Frankreich schulfrei). 1953 begann er mit der um 46 Jahre jüngeren Keramikverkäuferin Jacqueline Roque (geb. 1927) eine Beziehung, mit der er 1961 seine zweite Heirat eingeht. Zum Zeitpunkt der Eheschließung war er bereits 80 Jahre alt.

Das Verhältnis zu den Frauen beeinflusste seine Stimmungen, aber auch seinen Kunststil. Picassos Galerist Kahnweiler begründet die ständigen Wandlungen in Picassos Stil mit der Tatsache, dass Picasso nur den jeweiligen Augenblick lebte. „Er ist ein Mensch, für den es keine Vergangenheit, auch keine Zukunft gibt, er lebt einfach der Gegenwart. ... Und das Bild, das er gerade malt, verändert sich in seinen verschiedenen Stadien ebenso.“

Im Tagesspiegel vom 20.10.2003 schreibt Bernd Kreutz in seinem Artikel „Wie Pablo zu Picasso wurde“, das Unternehmen „Picasso“ potenziere seine Energien durch sieben Fusionen. Die wechselnden Mitgesellschafter seien Fernande Olivier, Marcelle Humbert, Olga Kokhlova, Marie-Thérèse Walter, Dora Maar, Françoise Gilot und Jacqueline Roque gewesen und jede neue Fusion habe dem Unternehmen weltweite Publicity beschert. Jede der zeitweiligen Lebensgefährtinnen gab dem Künstler neue Anregungen, sodass sich alle Verbindungen entsprechenden Werkgruppen zuordnen lassen.

Es sind tausende Arbeiten, die Picasso während seines Lebens anfertigte, davon zahlreiche Portraits seiner Frauen, Freundinnen und Kinder, er wandelte Bilder und Zeichnungen von Toulouse-Lautrec ab, entlehnte Motive bei Delacroix, Velàzquez, Raffael oder Cézanne, lässt sich von Plastiken primitiver iberischer und afrikanischer Kunst inspirieren. Wichtige Impulse erhält Picasso durch Innovationen der Konkurrenz. Regelmäßig kauft er herausragende Produkte anderer Künstler und setzt sich mit ihnen kreativ auseinander. Besonders fruchtbar ist seine Beschäftigung mit seinem Hauptkonkurrenten Henri Matisse (1869-1954), und die ersten kubistischen Werke entdeckt er bei George Braque (1882-1963) bei einem Besuch in dessen Atelier. „Beim Malen bedeutet ‚Suchen‘ meiner Ansicht nach gar nichts. Auf das Finden kommt es an.“ Picasso hat überall Vieles gefunden. Ein müheloses Arbeiten. „Picasso

brillierte allein durch sein Geschick als Plagiator“, äußerte sich Salvador Dali in seinen Erinnerungen. „Er war ein Imitator und Karikaturist, der zerlegte und verspottete, was ihm zu hoch war.“ Von der Presse, Ausstellungsmachern und Sammlern wird später alles und jedes, jede kleinste Adaptierung als Picassos Idee dargestellt, seiner Kreativität zugeschrieben. Maurice de Vlaminck wirft der Kunstkritik die unendliche Milde vor. Die Nachsicht gegenüber jenen „Blutentnahmen“, die Picasso zynisch und ohne Gewissensbisse vornehme, komme einer Mitschuld gleich, attestiert Vlaminck der Fachwelt.

Der inoffizielle offizielle Teil: Macht Mühelosigkeit Monster?

1987 bringt Reclam den Sammelband „Das Genie lässt bitten. Erinnerungen an Picasso“ heraus. Und wenn Lothar Lang in seinem Vorwort davon berichtet, dass in der umfassenden Picasso-Literatur die Verklärungsprosa überwiegt, so hat er mit dieser Reclamausgabe wohl zur weiteren Verklärung verholfen, denn: „Die Erinnerungsbücher der Frauen um Picasso (Françoise Gilot, Fernande Olivier, Hélène Parmelin) wurden für diese Auswahl nicht herangezogen, weil in ihnen das Nebensächliche wichtiger ist als das Eigentliche, also die Kunst und der Künstler. Für sie trifft am ehesten zu, was Philippe Soupault über die Memorialliteratur sarkastisch angemerkt hat: Augenzeugen lügen, ohne Absicht.“

Den Umgang eines Künstlers mit anderen Menschen, mit den Liebsten, als Nebensächlichkeit zu bezeichnen - damit ist wohl ziemlich alles gesagt.

Dass die Kunst für Picasso Vorrang hatte vor allem und jedem, geht aus vielen Beispielen hervor. Picasso selbst: „Um eine Taube zu malen, muss man ihr zuerst den Hals umdrehen.“

Dass Picasso malen konnte, er kreativ und erfinderisch war (auch im Aneignen künstlerischen Gedankenguts anderer),

steht außer Zweifel. Dass er ein Genie war, zu dem er sich medienpräsent selbst stilisiert hat und auf dessen Spur Galeristen, Kunstliebhaber und Presse nur allzu gerne aufgesprungen sind, mag bezweifelt werden. Jedenfalls konnte durch gegenseitige Hochstilisierung eine derartige Vorstellung erzeugt und zumindest bis zur Gegenwart aufrecht erhalten werden - für den Marktwert der Bilder sicher ein einträgliches Geschäft. Picassos Kapital war das Talent, die richtigen Freundschaften zu schließen. Er schaffte sich ein effektives Netzwerk, indem er Sammler, Kunsthändler, Galeristen, Kollegen und Kritiker zu seinen Verbündeten machte.

Die Welt braucht ein Genie. Sie hat es. Von Marketingstrategien hatte Picasso zwar keine Ahnung, hat aber intuitiv genau jene werbewirksamen Mechanismen erkannt und bedient, die Bekanntheit und Erfolg garantieren.

Allerdings sind die Frauengeschichten insgesamt, die Beziehung Picassos zu seinem Erstgeborenen Paulo sowie zu seinen Enkelkindern Pablo und Marina angetan, Picassos Ruhm zu bekleckern.

Selbst von seinem Vater gefördert, künstlerisch, ideell und finanziell unterstützt, bezeichnete er seinen Sohn Paulo als Taugenichts, einen Dummkopf und Nichtskönner.

Es scheint, als ob der Erfolgverwöhnte, dem mühelos alles in den Schoß gefallen ist, der alles nahm, was ihn interessierte, vergessen hat, wie sehr er von seinem eigenen Vater unterstützt wurde. Oder ist er tatsächlich ein Autist gewesen, wie Marina Picasso in einer Nebenbemerkung kurz erwähnt, dass nämlich ihr Großvater bereits als Kind in ein autistisches Universum eingesperrt gewesen sei: „In der Schule in Málaga zeichnete er, während die anderen Schüler dem Unterricht des Lehrers folgten, unablässig Tauben und Stierkämpfe in seine Hefte. Wenn die Lehrer ihn tadelten, reagierte er mit Verachtung.“

Anders kann Vieles im Verhalten Picassos wohl nicht erklärt werden. Seinen Sohn Paulo, der nach eigenen Worten etwas wirklich konnte und gerne tun wollte, nämlich Motorradfahren, forderte er auf, damit aufzuhören. Paulo, der sich mit seiner Norton Manx an einem Motorradrennen beteiligt hatte, das von Monte Carlo aus über die Kurven der Grande Corniche verlief, konnte sich mitten unter professionellen Rennfahrern als Zweiter platzieren. Als Picasso von diesem Erfolg erfuhr, verbot er seinem Sohn strikt jedes weitere Rennfahren mit der Begründung, dass er Angst vor der Gefahr habe: „Ich fordere dich auf, diese Dummheit aufzugeben. Das ist ein Befehl. Ich will nicht, dass du dich umbringst. Und überhaupt, ich habe Angst vor der Geschwindigkeit.“

Picasso zu gefallen, seinem Wunschbild nachzukommen bedeutete, die eigenen Wünsche zu unterdrücken. Picasso machte seinen Sohn zu seinem persönlichen Chauffeur, der ihm für Fahrten, Aufträge und Einkäufe zur Verfügung stand - und damit abhängig von ihm und seinen Launen. Für die getreuen Dienste wurde Paulo jedoch nicht monatlich, sondern nur wochenweise bezahlt. Er hielt sich dadurch seinen Sohn in einer Abhängigkeit, ohne eigene Existenzgrundlage, „eine Marionette, der er gerne die Schnüre durcheinander bringt“, wie Marina Picasso, die Tochter Paulos berichtet. Paulo nämlich, der mit Émilienne Lotte zwei Kinder hatte (Pablo, geb. 1949 und Marina, geb. 1950) und sich von dieser scheiden ließ, als Marina sechs Monate alt war, musste für den Lebensunterhalt der von ihm getrennt lebenden Familie aufkommen. Ein schwieriges Unterfangen, da er um das Geld regelrecht betteln musste.

Immer wieder stehen Besuche beim großen Meister an, um die Auszahlung des Lohnes zu erbitten, der Paulo für seine Dienste zusteht. Immer wieder werden Sohn Paulo und die Enkelkinder Pablito und Marina vor den geschlossenen Toren des Anwesens stehen gelassen. Schritte, der Schlüssel im

Schloss, der Spalt des Gartentors, in welchem der Kopf des Hausmeisters von Picassos Latifundien La Californie erscheint. Die Wartenden werden gemustert („Monsieur Paul, sind Sie zu dieser Zeit angemeldet?“) und nach der Bejahung der Frage vor der wieder geschlossenen Tür („Ich will sehen, ob der Meister Sie empfangen kann!“) stehen gelassen. Der Großvater ist für die Kinder nicht greifbar. Immer muss auf die günstige Laune des Meisters gewartet werden. Es regnet. Picasso lässt seinen Sohn und die zwei Kinder im Regen stehen. Es sind unzählige Donnerstage, an denen die Kinder mit ihrem hilflosen Vater am Gartentor von La Californie, das wie eine Festung gesichert scheint, die Worte hören müssen: „Der Meister ist nicht da“, „Der Meister schläft“ oder die Verwehrung des Zutritts durch Jaqueline Roque, der späteren Ehefrau Picassos, die mit „Die Sonne wünscht nicht, dass man sie stört“ die Besucher abwimmelt.

Die Besuche sind einerseits gefürchtet, andererseits ersehnen die Kinder nichts so sehr als die Zuwendung ihres Großvaters. Pablito - sein wirklicher Name Pablo darf nicht verwendet werden, da nur der große Meister so angesprochen werden darf - und Marina scheuen sich jedes Mal vor der distanzierten Behandlung durch den Großvater, um dessen Gunst man zu buhlen hatte. Die Kinder mussten sich still verhalten und sich Vorwürfe des Großvaters gefallen lassen. Und es muss gelacht werden, wenn dieser seine unkomischen Witze macht: Er setzt einen Hut auf, der im Raum herumliegt, wirft sich einen Umhang über, der an einem Kleiderhaken hängt, und hüpfte wie ein wild gewordener Hampelmann im Atelier herum. Er gebärdete sich wie verrückt und außer sich, stieß Schreie aus und klatschte in die Hände. Picasso, der Macher und Selbstdarsteller, der das Sagen und stets im Mittelpunkt zu stehen hatte.

„Hör zu, Paulo, ich finde deine Kinder nicht besonders lustig. Sie müssten sich von ihren Verklemmungen befreien.“

Die Kinder sollten das Spiel des Großvaters mitmachen und Picasso gefallen. Apropos Großvater: So wenig wie sein Enkelkind in Picassos Anwesenheit „Pablo“ genannt werden darf, so wenig darf Picasso „Großvater“ genannt werden. Das ist streng verboten. Die Kinder müssen ihn Pablo nennen. Wie alle anderen auch.

Beschämend war es für Marina, wie Picasso ihren Vater mit Verachtung behandelte, seine finanzielle Abhängigkeit ausnutzte und ihn einen Taugenichts schimpfte. Er schien Gefallen daran zu haben, seine Machtposition auszuspielen und die menschlichen Schwächen anderer auszunützen. *„Für mich war es furchtbar mit ansehen zu müssen, dass sich mein Vater nicht aus den Krallen Picassos befreien konnte. Genauso wie mein Vater schaffte es mein Bruder als Heranwachsender nicht, zu sich selbst zu finden. Er nahm den gleichen zerstörerischen Weg ein. Und ich fühlte mich machtlos demgegenüber. Jahrelang fühlte ich mich am Tod meines Bruders mitschuldig.“*

Wie wenig Picasso Rücksicht auf das Empfinden anderer nahm oder wie sehr er sich produzieren und provozieren wollte, zeigen außerdem manch andere Audienzen im Atelier: Picasso empfängt in locker sitzenden Baumwollunterhosen, aus denen seine Geschlechtsteile hervorschauen: Eine peinliche Angelegenheit für ein achtjähriges Mädchen, noch peinlicher für die junge Siebzehnjährige, die er Jahre später in ebensolchem Aufzug empfängt. Sein Geschlechtsteil war für ihn genauso etwas wie seine Pinsel, die Gräten die er auf seinem Teller liegen ließ, verrostete Büchsen, seine Farben, seine Bilder: Alles *„Bestandteile seines Werkes, des Gesamtwerkes Picasso, das alle anerkennen mussten.“* Picasso war der Maßstab, nach der sich die Welt zu richten hatte. Unter seiner Schöpfung verwandelte sich alles in Kunst, selbst dann, wenn er Bilder, die er zuvor selbst auf den Boden geworfen, zerrissen oder mit den Schuhen getreten

hatte, bei anderer Laune seinem Galeristen vorlegte. Alles wurde durch ihn geadelt. Oder gestürzt.

1973 ist Picasso 93-jährig als wohlhabender Mann gestorben. Als Millionär, abgeschottet nicht nur vor neugierigen Besucher- und Presseblicken, sondern auch vor Freunden und Verwandten. Picasso fand es nie der Mühe wert, seine erste Frau Olga, die mehr als zwei Jahrzehnte zuvor schwer an Krebs erkrankt und an den Rollstuhl gefesselt war, an ihrem Krankenlager zu besuchen, obwohl er in der Nähe lebte und er sie in guten Zeiten x-mal als sein Modell gemalt und indirekt mit ihr viel Geld verdient hat. Sie selbst hat einst alles für ihn aufgegeben: ihr Land, ihre Karriere als Tänzerin, ihre Träume. Olga Kokhlova starb im Februar 1954, sie hat ihrem Leben ein Ende gesetzt. Pablo, immer Pablito genannt, beging wenige Tage nach dem Tod von Pablo Picasso 1973 mit einer Flasche Javellelauge, Bleichwasser, Selbstmord; Picassos Geliebte Marie-Thérèse Walter erhängte sich 1977, seine zweite Frau Jacqueline Roque erschoss sich 1986.

Marina Picasso beschreibt Pablo Picasso als selbstsüchtiges Monster, das seine Familie und vor allem die Frauen stets gedemütigt und ausgenutzt hatte. In ihren Augen war er zwar ein Genie, aber ein herzloses. An den Anfang ihres Buches „Und trotzdem eine Picasso“ stellt sie die Frage: „Haben schöpferische Menschen das Recht, all diejenigen, die ihnen nahe stehen, zu vernichten und in die Verzweiflung zu treiben?“ Und sie antwortet an anderer Stelle: *„Nein, ich glaube nicht, dass sich ein Genie alles rausnehmen kann. Aber für meinen Großvater war die Kunst die einzige Möglichkeit sich mitzuteilen. So wirkte er manchmal wie ein Autist, der keine Möglichkeit hat zu kommunizieren.“*

Nicht nur Paulo wurde von seinem Vater dirigiert und kontrolliert, auch Marina selbst. So war Picasso mit dem Berufswunsch seiner Enkelin Marina, die Ärztin werden wollte, nicht einverstanden und verweigerte kurzerhand die

Finanzierung des Studiums. Stattdessen, schlug er vor, solle sie in einer Bar arbeiten.

Trotz seelischer Belastungen und schlimmen Zeiten hat Marina Picasso vieles gemeistert: Heute ist sie eine 50-jährige Frau, die sich, des Mangels in ihrer Kindheit erinnernd, für unterprivilegierte Kinder in Vietnam einsetzt. Sie hat dort das „Dorf der Jugend“ und Waisenhäuser gegründet und selbst drei vietnamesische Kinder adoptiert. Für ihr Engagement wurde sie 1996 mit dem Albert-Schweitzer-Preis ausgezeichnet.

Literatur:

Picasso, Marina: „Und trotzdem eine Picasso“, List Verlag, München, 2001

„Das Genie lässt bitten. Erinnerungen an Picasso“, Verlag Philipp Reclam junior, Leipzig, 1987

Gilot, Françoise/Lake, Carlton: „Leben mit Picasso“, Fischer Bücherei, Frankfurt am Main, 1967

Olivier, Fernande: „Neun Jahre mit Picasso“, Paul List Verlag, München, 1959

<http://www.google.de>

<http://www.tagesspiegel.de/zeitung/Sonntag;art2566,2134595>

Erika Kronabitter:

Geboren 1959 in Hartberg, Kindheit in Wien und Niederösterreich, seit 1965 in Vorarlberg. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte, 2003 Diplomarbeit zum Thema „Theorie und Praxis des Experiments in der Literatur“. Arbeitet interdisziplinär in den Bereichen Literatur, Malerei, Grafik, Video- und Fotokunst. Diverse Preise und Stipendien. Veröffentlichungen zuletzt: „Mona Liza“, Limbus Verlag; „Morgenbetrachtung. Verweilen im Gesicht“, Bucher Verlag.